

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 52 (1948-1949)
Heft: 20

Artikel: Die Hilfe des Himmels... : Skizze
Autor: Bieri, Friedrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671833>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gespannt erraten möchte; kommt zuweilen ein Besuch. Man legt den Großmüttern die neugeborenen Enkel in die Arme: zärtlich-liebkosend tasten ihre Finger über die kleinen, stumpfen, unfertigen Gesichtlein, die molligen Arme, so wie der Spielende seine Instrumentsaiten berührt, der Maler seinen Pinsel führt, der Dichter seinen Stift umgreift; im Wunsch tiefsten intuitiven Erfassens, Umfassens. — Dann wieder Stille, Alleinsein ... Morgen-, nachmittags-, abendlang. Und das Nichtsein auf den

Ruckuck, der jetzt im Juni in den fernen Wäldern ruft, anhält, abbricht, wiederruft; auf Stimmen und Gesang von den Feldern her; Schritte auf der Landstraße; auf den wirren Schrei der Schwalben in fliehendem Flug, Glockengeläute von hüben und drüben ... Nur in der Welt des Lauschens, die jetzt so fein und zartstimmig geworden ist. — Und in der Welt der Erinnerung, der Bilder, die sich wie hinter einer Wand, einem Gitter ganz innerlich und abgeschlossen zusammenballen. Alice Suzanne Albrecht

Die Hilfe des Himmels . . .

Skizze von Friedrich Bieri

«Adel entspringt nicht aus Blut:
er ist der Tugend Heiratsgut ...!»

Der weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekannte spanische Dichter Don Trueba, dessen „Buch der Lieder“ um die Jahrhundertwende das Entzücken aller Spanier bildete, hatte in seiner Jugend vielfach mit allerlei Entbehrungen zu kämpfen. Nachdem er die Stelle eines Commis, die er während längerer Zeit in einer Eisenwarenhandlung eingenommen hatte, durch den Bankerott seines Arbeitgebers plötzlich verloren hatte, gelang es ihm nach einiger Mühe, eine Anstellung beim Stadtrat von Madrid zu erhalten. Infolge des guten Rufes, den er sich in der Folge schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit erwarb, wurde er unter die Vertrauensmänner gewählt, die die Arbeit der Rekrutenaushebung zu überwachen hatten.

Trotz der großen Verantwortung dieser Stellung betrug sein Gehalt monatlich nur zehn Pesos, während er trotz aller Einschränkungen dreizehn Pesos bedurfte, um allen seinen Verpflichtungen nachzukommen, wie es der Brauch war. Dieses monatliche Defizit von drei Pesos brachte ihn allmählich in eine Lage, die um so verzweifelter für ihn war, als sein ausgeprägtes Ehrgefühl ihm nicht gestattete, die Gefälligkeit seiner Freunde und Bekannten in Anspruch zu nehmen!

Vollkommen niedergeschlagen und hoffnungslos verschuldet schritt er an einem Sonntag von

seinem Hause weg, als ein Landmann ihn plötzlich anhielt und ihn ehrerbietig fragte, ob er das Glück habe, mit Don Trueba zu sprechen? Als der Dichter diese Frage bejahte, zog der Landmann ihn mit sich unter ein benachbartes Portal.

„Sennor“, begann er alsdann ernsthaft, „ich sehe, daß Sie sich meiner nicht mehr erinnern! Ich dagegen erinnere mich Ihrer recht wohl noch. Ich bin der Vater eines Burschen, welchen man bei der vorjährigen Rekrutenaushebung zu Unrecht zum Dienste einziehen wollte, damit der Sohn eines Reichen, dessen Vater die Kommisäre bestochen hatte, dienstfrei würde. Ich wußte damals niemand, an den ich mich in meiner Bedrängnis hätte wenden können; aber Ihr Aeußeres flößte mir Vertrauen ein! Ich trat damals an Ihren Tisch heran und berichtete Ihnen vertrauensvoll die ganze Angelegenheit. Sie wurden in der Folge sehr aufgebracht und versprachen mir, zu meinem Rechte zu verhelfen. Nach wenigen Tagen kehrte ich mit meinem einzigen Sohne in unser Dorf zurück und der Sohn des Reichen wurde Soldat. — Erinnern Sie sich dessen wirklich nicht mehr, Sennor?“

Don Trueba drückte schweigend die schwierige Hand des Alten. Dieser fuhr alsdann fort: „Als ich und mein Sohn in unser Dorf zurückgekehrt waren, sagte ich zu ihm: ‚Dieser Herr, welcher nicht einmal nach dem Orte, woher wir

sind, und auch nicht nach unserem Namen gefragt hat, hat dir acht Jahre der Arbeit an der Seite deiner betagten Eltern geschenkt. Es ist daher nur recht und billig, wenn wir ihm dafür die Arbeit wenigstens eines Jahres schenken! Ich werde dich dieses eine Jahr erhalten unter der einzigen Bedingung, daß das, was du in dieser Zeit verdienst, in einen Beutel getan wird, dessen Inhalt unserem Wohltäter in der Stadt gehören soll! — Heute nun, Sennor, bringe ich Ihnen dieses Geld. Es ist der Schweiß eines ganzen langen Jahres; für weitere sieben Jahre bleiben wir Ihnen verschuldet!“

Nach diesen Worten legte der Landmann einen Beutel mit Geld in die Hand Don Truebas. Und ehe sich dieser noch von seiner grenzenlosen Verlegenheit und Verwunderung erholt

hatte, war der Landmann wieder verschwunden.

Die Summe aber, die der Beutel in Don Truebas Hand enthielt, war groß genug, um denselben nicht allein nur seiner augenblicklichen finanziellen Bedrängnis zu entreißen, sondern ihn auch noch für die nächsten Monate der dringendsten Sorgen zu entheben!

*

Wenn der kindlich-religiöse spanische Dichter in der Folge seinen Freunden und Bekannten diese Begebenheit erzählte, pflegte er stets hinzuzufügen, „daß er nicht genau wisse, ob jener Alte wirklich der Vater eines Rekruten gewesen sei und nicht vielmehr ein Abgesandter Gottes, dessen Mission es gewesen war, ihn aus seinen Nöten zu befreien . . .“

Warten

Von Louise Franken

Aus dem Holländischen übersetzt von A. Angst

Mit erregten kleinen Schritten lief Lilly das Trottoir auf und ab. Es war dumm von ihr, eine halbe Stunde früher zu kommen, aber sie konnte es zu Hause nicht mehr länger aushalten. Sie hatte von allem Abschied genommen, noch einmal alle Zimmer durchschritten und war dann zum Hause hinausgeflüchtet mit zusammengeschnürter Kehle. Jetzt mußte sie warten, bis Ludwig kam.

Es war unangenehm kalt. Ein dichter Nebel hatte sich beim Dunkelwerden niedergesenkt und die ganze Welt eingehüllt. Lilly fröstelte, und doch war sie froh, daß sie von jetzt an nicht mehr nur ein Schatten sein sollte, dies Gefühl gab ihr Genugtuung. Die vorübergehenden Leute gingen alle hastig nach Hause. Niemand achtete auf die einsame, wartende Frau. Sollte sie wohl in irgend ein Kaffeehaus gehen? Nein, lieber nicht, zufällig könnte sie ja einen Bekannten dort antreffen. Ob schon — was bildete sie sich doch nur für dummes, verrücktes Zeug ein! Die Leute werden es so oder anders früh genug wissen, so etwas bleibt nie lange geheim. Wieder einmal

ein Skandal, und diesmal war sie der Mittelpunkt! — „Wißt ihr schon, Lilly Vervey ist von ihrem Mann weggelaufen, es heißt, mit Ludwig van Dooren!“ — Dann ergeht man sich in Vermutungen, Fragen, allen möglichen Redensarten. Lilly kannte diese Schwärmereien — nun sollte sie selbst so durchgehelt werden! — Eine schlechte Frau! — Wer sagt denn das? Es schien ihr, als ob ein Seufzer laut würde. Sie schaute sich um. Nein, niemand. — Hatte sie selbst diese Worte ausgesprochen? Schlechte Frau! War sie wirklich eine schlechte Frau, weil sie ihren Mann nicht mehr liebte und mit einem andern ging? War es denn nicht viel schlechter, ein Scheinleben zu führen, ihrem Mann Liebe vorzutäuschen, ihn so zu betrügen, statt aufrichtig zu sein? — Schlecht, wirklich schlecht war sie gewiß nicht. Natürlich würden die Leute sich auf die Seite ihres Gatten stellen und sagen, daß er doch immer gut zu ihr gewesen sei.

Ja, eigentlich war er das, überlegte Lilly plötzlich. Aber warum konnte sie ihn denn nicht mehr lieben? Wie zuvor hatte sie sich schwere